



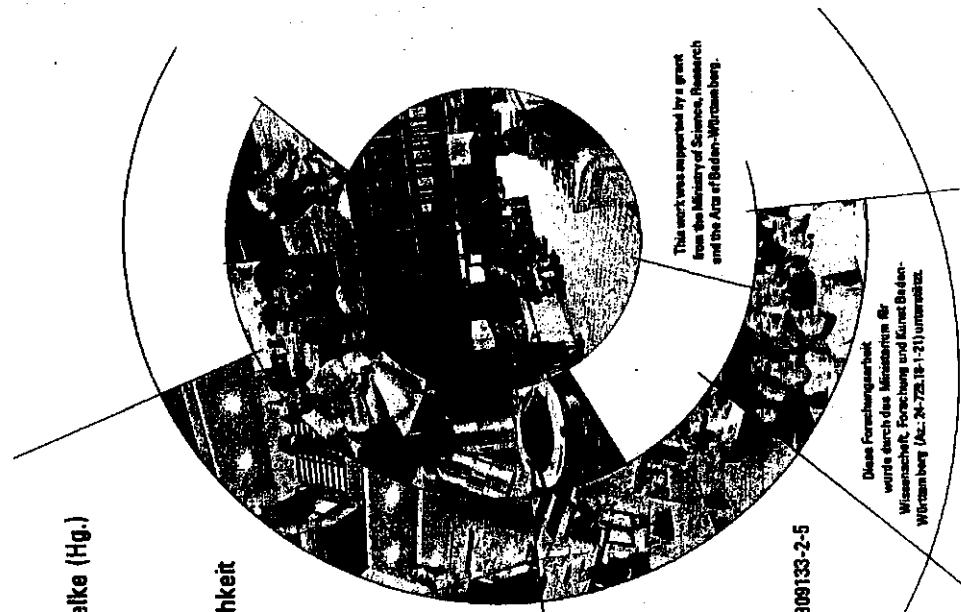
Inntraud Munder / Stefan Selke (Hg.)

## Cut and Paste

Die Reproduktion von Männlichkeit  
und ihre Folgen

TanGens-Arbeits-  
bericht Nr. 3  
September 2004

ISBN 3-9809133-2-5



This work was supported by a grant  
from the Ministry of Science, Research  
and the Arts of Baden-Württemberg.

Dieses Forschungsprojekt  
wurde durch das Ministerium für  
Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-  
Württemberg (Az.: 24-723.13-1-21) unterstützt.

FACHHOCHSCHULE FÜR INGENIEURWISSENSCHAFTEN  
UND ARCHITECTUR  
AM RYLANDERPLATZ 1  
70573 LEININGEN  
TELEFON +49 7141 23-123  
FAX +49 7141 23-123  
WWW.FH-FURTWANGEN.DE

Michael M. Zwick

## Männlichkeit als Risiko

Es ist das Verdienst der Frauenbewegung, die vielfältigen Benachteiligungen von Frauen im öffentlichen und privaten Leben thematisiert und teilweise auch zu ihrer Beseitigung beigetragen zu haben. Allerdings erweist sich ihr Ansatz bei genauerem Hinsehen als einseitig. Ist man nämlich bereit, die soziale Ungleichheit zwischen den Geschlechtern unter nüchterner Perspektive neu aufzurollen, dann stellt sich die Formel vom Mann als ‚Sieger‘, ‚Täter‘, ‚Unterdrücker‘ oder ‚Vergewaltiger‘ als vor- schnell und einseitig heraus: Die meisten ihrer Gattung genügen diesen Stereoty- pen nicht. Bei Stereotypen handelt es sich um Bilder mit einseitig verdichteten Eigen- schaften von Personen oder Personengruppen. Problematisch wird es dann, wenn diese Zerrbilder von Wirklichkeit mit der Wirklichkeit selbst verwechselt werden, wenn sie als Bewertungsmaßstäbe ge- oder missbraucht werden oder wenn sie eine Leitbildfunktion annehmen und beispielsweise Vorstellungen von ‚richtigem Mannsein‘ transponieren. Wie ein Vergleich von ‚typisch männlichen‘ und ‚typisch weiblichen‘ Erziehungszielen zeigt, lässt sich aus diesen Stereotypen unschwer ab- leiten, wie man Kinder männlichen Geschlechts zu ‚richtigen Männern‘ zu erziehen hat. Die nachfolgenden Überlegungen haben weniger mit konkreten Männern zu tun, als vielmehr mit jenen Stereotypen, die gesellschaftlich wirksam werden und für die ungleiche Verteilung von Lebenschancen und Risiken verantwortlich sind. Daneben richtet sich der Blick auf diejenigen Institutionen, die mit der Sozialisation von Kin- dern und Jugendlichen befasst sind; die sich bei der Erziehungsarbeit solcher Leitbil- der bedienen, und zwar ungeachtet der damit verbundenen Gefährdungspotentiale für die betreffenden Subjekte.

Sowohl Frau- als auch Mann-Sein ist in unserem Kulturkreis mit bestimmten *Chancen und Risiken* behaftet, die sich auf verschiedenste Lebenssphären erstrecken: Auf das

Dieses Papier entstand im Rahmen meiner Mitwirkung im TanGens-Programm an der FH Furtwangen. Mit dem Kompetenzzentrum TanGens - Technology and Gender in Applied Sciences - versucht die FHS Furtwangen, bereits vorhandene Genderforschung zu erweitern und zu institutionalisieren. Informationen zu TanGens finden sich bei [www.tangens.fh-furtwangen.de/](http://www.tangens.fh-furtwangen.de/) Für ihre konstruktive Kritik, die zur Verbesserung dieses Papiers beigetragen hat, danke ich Dr. Marion Dreyer (Universität Stuttgart), Dr. Karin Töpsch und Iris Thiesl, M.A. (TanGens-Kompetenzzentrum an der FH Furtwangen). Bei der Textkorrektur half Sabine Mertz-Bückle. Dankeschön!

Familien- und Berufsleben nicht weniger als auf unseren Umgang mit Körper und Gefühlen, auf psychosoziale Endfaltungschancen und soziokulturelle Identifikationsmuster. Grob vereinfachend könnte man die Benachteiligung der Frau eher der *sozioökonomischen* bzw. *soziokulturellen Sphäre* zuordnen, während die Risiken, denen Männer vorwiegend ausgesetzt sind, eher als *psychosomatisch* bzw. *psychosozial*, einschließlich abweichenden Verhaltens beschrieben werden können. Es kann nicht darum gehen, den Spieß gegen die Frauenbewegung und ihre Ziele umzudrehen; vielmehr gilt es, den Blick auf die Kehrseite der Medaille der ‚geschlechtsbezogenen gesellschaftlichen Ungleichheit‘ zu richten: Mögen die höchsten Einkommen und die am meisten wertgeschätzten Berufe und Positionen vorwiegend Männern zufallen, so heißt das nicht, dass die betreffenden Rollenspieler und Positionsinhaber dafür keinen Preis zu zahlen hätten. ‚Mann-Sein‘ bietet nicht nur Chancen, sondern hält, wie zu zeigen sein wird, auch besondere Risiken bereit.

Allzu verführerisch klingt das Versprechen, geschlechtsspezifische Unterschiede auf *genetische Faktoren* zu reduzieren (vgl. Pinker 2003). Zum Einen bestimmen Gene das Geschlecht einer Person. Zum anderen wird versucht, über die genetische Prägung des geschlechtsspezifischen Hormonstatus individuelles und kollektives Verhalten der Spezies Mann zu erklären. Bei genauer Betrachtung wird jedoch das Unvermögen, Genotypus und Phänotypus theoretisch zu verbinden, offensichtlich: Menschliches Handeln ist komplex angelegt und nicht weniger gesellschaftlich überformt als das Erlernen und die Übernahme sozialer Rollen. Wie sich am Beispiel des Krieges versinnbildlichen lässt, sind biologische Erklärungsversuche, die über die genetisch bedingte hormonelle Situation von Männern laufen oder anthropologische Ansätze, die hinter Kriegen beispielsweise verbesserte Fortpflanzungschancen für Männer vermuten (vgl. exemplarisch Paulus 2003), jedoch abwegig: Bei der Ausbildung von Männern zu Kriegern, der Organisation von Armeen, der Produktion von und ihrer Ausstattung mit Waffen, aber auch bei der politisch-fürsorglichen Festlegung auf bestimmte Feindbilder und Kriegsziele, handelt es sich um soziale Konstrukte. Sie fußen auf politischem Willen und auf einer langen Kette von Entscheidungen. In die Tat umgesetzt bergen sie handfeste Risiken, die vor allem jungen Männern aufgebürdet werden. Historische, inter- und subkulturelle Unterschiede machen deutlich, dass es sich bei den vorherrschenden Erscheinungsformen von Männern weder um biologische Determinismen noch um anthropologische Konstanten handelt, sondern um kollektive gesellschaftliche Konstruktionen bzw. erlerntes Rollenverhalten (vgl. Meuser 2001, Connell 1987, Bourdieu 1997, Bründe/Murrelmann 1999, Döge 1999). Der Mensch ist ein zutiefst soziales Wesen. Ungeachtet der verschiedenartigen genetischen Ausgangsbedingungen beruht die Menschwerdung auf einem langanhaltenden Prozeß des Lernens, in dem wir uns die uns umgebende Kultur aneignen. Dazu gehört umstandslos auch das Erlernen gesellschaftlich vorgeprägter Geschlechtsrollen und die Her-

ausbildung einer Geschlechtsrollenidentität. Dieser Prozeß der ‚Entkulturation‘ wird zeitweilig von einer ‚biographischen Aufschichtung von Erfahrungen‘ (Hoerning 1989, 154) begleitet, die den Kern menschlicher Identität ausmachen. Bei der Erforschung des menschlichen Wesens, mehr noch, des Menschen als Träger sozialer Rollen, können ‚essenzialistische‘ Argumente, die das Wesen des Menschen in natürlichen Gegebenheiten vermuten, ad acta gelegt werden. Ihr Einsatz läuft nicht selten darauf hinaus, bestehende soziale Ungleichheiten als naturgegeben festzuschreiben. Michael Meuser führt z.B. den Nachweis, dass, wenn es um die Erforschung geschlechtsspezifischer Unterschiede und die wissenschaftliche Charakterisierung der Wesenheiten von Männern und Frauen geht, der Rückgriff auf solche ‚essenzialistischen‘ Argumente schnell auf die Rechtfertigung der herrschenden Geschlechterordnung hinausläuft, die Schwäche und Unterlegenheit des Weiblichen, sowie die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern als ‚naturgegeben‘ zementiere (Meuser 1998, 21ff.). In Zeiten, in denen die moderne Humangenetik überwunden geglaubten naturalistischen Deutungsversuchen des Sozialen Vorschub leistet, sei deshalb an das Durkheimische Postulat erinnert, Gesellschaftliches nur mit Gesellschaftlichem zu erklären (Durkheim 1976, 182f.). In weiten Teilen der Genderforschung hat sich deshalb die Einsicht durchgesetzt, dass Geschlecht nicht biologisch determiniert sondern sozial definiert, konstruiert und erlernt ist (exemplarisch Brandes 2020, 20f.; Meuser 1998, Kap. 2.2): Die Schemata, wie man sich als Mann oder Frau ‚richtig‘ verhält, sind, das belegt ihre interethnische Variabilität, gesellschaftlich definiert. Geschlecht schlecht ist das Produkt gelebter sozialer Praxis (vgl. Connell 1995, 65). Geschlecht tendiert dazu, sich habituell zu verfestigen, sich in meist unbewussten Handlungsvollzügen zu äußern und gesellschaftlich zu reproduzieren (vgl. Meuser 1998, Kap. 4.1.).

Es ist das Verdienst der Soziologie, die Geschlechterproblematik als Formen sozialer Ungleichheit gedeutet zu haben. Eine Ungleichheit an Lebens- und Selbstverwirklichungschancen, der durchschnittlichen Verteilung von Einkommen, Vermögen, beruflichem Prestige und Macht, aber auch an verschiedenartigen sozialen, psychischen und somatischen Risiken, deren Ursprung nahezu ausschließlich in den geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Sozialisationsbedingungen liegen. Geschlechterrollen werden ein Leben lang erlernt, sukzessive verinnerlicht und - teils offen, teils subtil - zur Grundlage menschlichen Entscheidens und Handelns. Auf diese Weise, sowie durch das interessengeleitete Handeln einiger Institutionen werden Geschlechterstereotypen fortwährend reproduziert und verfestigt. Die Geschichte der geschlechtsspezifischen sozialen Ungleichheit ist eine Frage, auf die die Soziologie *sozialisations- und rollentheoretische Antworten* zu geben hat.

„Jungen werden nicht als Jungen geboren, sondern dazu gemacht. Durch Beeinflussungsmechanismen der Eltern werden Jungen darauf gedrillt, sich ‚typisch‘ männlich

zu verhalten.“ (Bründel/Hurrelmann 1999, Kap. 1.2) Manche Eltern werden beteuern, sorgsam darauf zu achten, diese Mechanismen zu vermeiden und beispielsweise dem Bias geschlechtstypischer Spielsachen entgegenzuwirken. Doch Bründel und Hurrelmann verweisen zum einen darauf, dass der *Geschlechterbias im Erziehungsverhalten* zum Teil sehr subtil abläuft - was mehrfach empirisch belegt wurde. Zum anderen machen sie deutlich, dass sich der Sozialisationsprozess keineswegs allein in den häuslichen vier Wänden abspielt, sondern sozial komplex strukturiert ist und sich auf das gesamte Leben von Menschen erstreckt. Folgerichtig gelangen sie zu dem Urteil: „Geschlecht und Geschlechterrollenidentität werden durch soziales Handeln, das immer geschlechtsbezogen ist, erworben, und zwar nicht innerhalb einer abgrenzbaren Lebensphase, sondern in einem permanenten und lebensbegleitenden Konstruktionsprozess aktiv hergestellt und ständig in sozialen Praktiken eingeübt. Sowohl Jungen und Männer als auch Mädchen und Frauen eignen sich ihr Geschlecht fortwährend selbst an und werden darin von anderen unterstützt.“ (a.a.O., 15). Der Prozess der Mann- bzw. Frauwerdung nimmt im Elternhaus seinen Ursprung und findet seine Fortsetzung in Kindergarten, im Kreise der Peers, in der Schule, beim Sport, durch Medieninhalte, in Partnerschaften, beim Kontakt mit gesellschaftlichen Institutionen und Organisationen und im Erwerbsleben. Mag der Bias im Einzelfall auch schwach ausgeprägt sein, so kann sich in der Summe doch ein recht starker Effekt einstellen. Dann nämlich, wenn all diese Institutionen die vorherrschenden Geschlechterstereotypen ratifizieren und das soziale Geschlecht in gleicher Richtung beeinflussen. Die Attribute, die Jungen oder Männern zugeordnet werden, sind Kraft, Aggression, Mut, Härte, Abenteurerlust und Erlebnishunger, Waghalsigkeit, Unabhängigkeit, Selbstbehauptung, Durchsetzungsfähigkeit, Machtausübung und Dominanzverhalten, Wettbewerb, Konkurrenz, Leistungs- und Berufsorientierung, ein starker Wille zu Siegen, Sach- und Technikkompetenz, sowie eine besondere Neigung zu Regelverstößen. Auch Gewalt wird vorwiegend mit Männlichkeit assoziiert.

Warin liegen nun die besonderen *Risiken*, denen Männer ausgesetzt sind? Männer haben in Deutschland eine um 6 Jahre kürzere Lebenserwartung als Frauen<sup>2</sup>, Männer und vor allem männliche Jugendliche zeigen in Verkehr, Freizeit und Sport ein besonderes Risikoverhalten und verunglücken weitaus häufiger als Frauen: Von den durch Unfälle mit Transportmitteln Verstorbenen waren in Deutschland 2001 73% Männer und 27% Frauen<sup>3</sup>. Männer dominieren mit 89% bei den unter Alkoholeinfluss verunfallten Autofahrern (DHS 2003, 108) Bei durch Verletzungen, Vergiftungen und äußeren

<sup>2</sup> Die durchschnittliche Lebenserwartung betrug 2000 75 bzw. 81 Jahre. Statistisches Bundesamt 2002; [www.destatis.de/basis/4/bevoe/bevoetab3.htm](http://www.destatis.de/basis/4/bevoe/bevoetab3.htm)

<sup>3</sup> Statistisches Bundesamt 2003; Pressemitteilung vom 13.1., veröffentlicht in: [www.destatis.de/presse/deutschi/pm2003/p0130052.htm](http://www.destatis.de/presse/deutschi/pm2003/p0130052.htm). Insgesamt befanden sich unter den 2001 in Deutschland Verstorbenen 45% Männer und 54% Frauen.

Einwirkungen Getöteten beträgt das Verhältnis 63% zu 37%.<sup>4</sup> Männliche Jugendliche, Heranwachsende und Erwachsene dominieren die Kriminalitätsstatistik sowohl auf Tatverdächtigen- (3.4:1), der Verurteilten- (4.5:1) (Heinz 2002) als auch auf der Opferseite: Wie eine jüngst durchgeführte, bundesweite Studie belegt, „prägt sich mehr als ein Drittel aller Schüler mindestens einmal im Monat. Jeder Zehnte wendet regelmäßig körperliche Gewalt gegen Mitschüler an, um seine Forderungen durchzusetzen, und rund sechs Prozent kommen mit einem Messer oder Reizgas in die Schule.“ (Kanders 2002) Gleichzeitig ist festzuhalten, „wenn auf dem Schulhof geprügelt wird oder Jugendgangs Terror verbreiten, dann trifft es weitaus häufiger Jungen als Mädchen“ (Romberg 2003, 68). Dieses Muster scheint sich im weiteren Lebensverlauf fortzusetzen: Durch tägliche Angriffe kamen in Deutschland im Jahr 2000 mehr Männer als Frauen ums Leben (Statistisches Bundesamt 2002, 426f.) Männer führen die Suchtstatistik an - im Jahr 2000 wurden achteinhalb mal mehr Männer wegen Verstoßes gegen das Betäubungsmittelgesetz verurteilt als Frauen (Statistisches Bundesamt 2002, 350f.), sie dominieren aber auch bei Tabak- und Alkoholabusus (DHS 2003, 48 und 124). Männer scheinen über ihre Verhältnisse zu leben: Sie tendieren offensichtlich dazu, nicht auf ihren Körper und seine Signale zu achten (Bründel/Hurrelmann 1999, 8). Auf den ersten Blick erscheinen sie robuster und weniger krank als Frauen. Sie suchen seltener und erst in späteren Krankheitsstadien den Arzt auf. Zieht man die Todesursachenstatistik zu Rate und untersucht, um Alterseffekte zu vermeiden, die Gruppe der 45-55jährigen, also Personen, die deutlich unter der durchschnittlichen Lebenserwartung liegen und „normalerweise“ nicht mit dem Ableben rechnen müssten, dann werden interessante Muster erkennbar: Männer dominieren vor allem bei solchen Todesarten, deren Grunderkrankungen als Antwort des Körpers auf fortwährende Überforderung, Dominanzverhalten und mangelnde Rücksichtnahme auf den Körper und dessen Warnsignale gedeutet werden können: Bei Krankheiten des Kreislaufsystems, die einen tödlichen Ausgang nehmen, liegen sie um den Faktor 2.9 vor den Frauen, bei Herzinfarkten sogar um das 4.1-Fache und bei Schlaganfällen um das 2.3-Fache (Statistisches Bundesamt 2002, 426f.). Die Schlussfolgerung liegt nahe: „Männlichkeit ist [...] für sich genommen ein Risikofaktor.“ (Bründel/Hurrelmann 1999, 104)

Aber auch das Image von der Maskulinität als dem *starken Geschlecht* ist präkar: Pränatal sterben mehr männliche als weibliche Föten. Dieses Muster setzt sich bei Säuglingen fort. Je 100.000 Lebendgeborenen starben 2000 487 männliche aber nur 387 weibliche Säuglinge im ersten Lebensjahr (Statistisches Bundesamt 2002, 422). In der Schule fällt das Gros der Lern- und Verhaltensstörungen auf das männliche Ge-

<sup>4</sup> Statistisches Bundesamt 2003; Pressemitteilung vom 13.1., veröffentlicht in: [www.destatis.de/presse/deutschi/pm2003/p0130052.htm](http://www.destatis.de/presse/deutschi/pm2003/p0130052.htm).

schlecht. 2001 waren 64% der Sonderschüler männlichen Geschlechts, bei den Grundschulern lag ihr Anteil lediglich bei 51% (Statistisches Bundesamt 2002, 363). In der Gruppe der 45 bis 65-Jährigen kommen mehr als dreieinhalb mal so viele Männer wegen psychischer Störungen ums Leben als Frauen (Statistisches Bundesamt 2002, 426f.).

Männern sind die härtesten und schwersten Berufe vorbehalten, die große körperliche Anstrengungen erfordern; oftmals sind sie Wind und Wetter, Staub und Lärm, einseitigen Belastungen, hohen Unfallrisiken oder gesundheitsbelastenden Substanzen ausgeliefert. Auch der *Militarismus* ist eine männliche Domäne. Wie selbstverständlich wird von jungen Männern die Bereitschaft erwartet, bei Politikversagen auf den Schlachtfeldern der Welt ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Die Todesursachenstatistik weist für Deutschland für Männer eine um das Mehrfache höhere *Suizidrate* auf als für Frauen: Unter den 2001 durch eigene Hand Umgekommenen befanden sich 74% Männer und 26% Frauen<sup>5</sup>, bei den über 80-jährigen übertrafen die Männer die Frauen um mehr als den Faktor 4. Sollte es zutreffen, dass das biologisch schwächere, männliche Geschlecht in die Rolle des starken, dominanten Geschlechts hineingedrängt wird, diese Rolle allmählich übernimmt und nicht wenige ihrer Gattung an den Folgen der fortgesetzten Überlastung erkranken oder vorzeitig starben? Die offenkundige Schwäche der Anthropologie liegt darin, über auf den ersten Blick plausible Erklärungen hinaus, kein empirisch fundiertes Wissen und belastbare Theorien bereitstellen zu können. Mit Verweis auf die Verhältnisse der Jäger- und Sammler-epoche wird gerne die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und -normativ gewendet - die Unterlegenheit der Frauen begründet, dass argumentative Rückgriffe auf die frühe Menschheitsgeschichte an den Rand der Beliebigkeit führen können, demonstriert Emile Durkheim, einer der Gründerväter der Soziologie. Er konstatiert, dass, je weiter man in prähistorische Zeiten zurückgehe, man immer geringere Unterschiede zwischen den Geschlechtern feststellen könne. Er gelangt zu der Einschätzung, dass die Frau damals „keineswegs das schwache Wesen [war]“ (Durkheim 1988, 103), die geschlechtsspezifischen physiologischen Unterschiede hätten sich durch Prozesse der zivilisatorischen Entwicklung, allen voran der gesellschaftlichen Arbeitsteilung und der Reglementierung des zwischengeschlechtlichen Zusammenlebens erst allmählich herausgebildet.

„Ist es ein Mädchen oder ein Junge?“ Haben Sie sich schon einmal gefragt, was diesem Satz eine so große Wichtigkeit verleiht? Seine Beantwortung setzt sogleich tief verankerte Vorstellungen darüber in Kraft, was von einem Jungen oder Mädchen schlechterdings erwartet werden darf, welche Rollen einem ‚richtigen‘ Jungen oder

<sup>5</sup> Insgesamt befanden sich unter den 2001 in Deutschland Verstorbenen 46% Männer und 54% Frauen (Statistisches Bundesamt 2003).

Mann angemessen sind und wie diese Rollen idealiter auszufüllen sind. Diesen *Geschlechterrollen* liegen tradierte Schemata und Skripte zugrunde, die den Prozess der Erziehung steuern: Wie hat man Kinder und Jugendliche in die ihnen zugeordnete Geschlechterrollenidentität ‚einzupassen‘?

Um die Sozialisationsbedingungen, wie sie die meisten Jungen heute vorfinden, ist es nicht zum besten bestellt: Wir leben zunehmend in einer ‚vaterlosen Gesellschaft‘ (Mitscherlich 1973)<sup>6</sup>, die Familien leiden unter zunehmendem Vätermangel: In Deutschland wird mittlerweile etwa jede dritte Ehe geschieden, in den Großstädten nahezu jede zweite - Tendenz steigend. Aber auch im Falle der Trennung von Partnerschaften bleiben die Kinder zumeist bei den Müttern.<sup>7</sup> Darüber hinaus verstärken die wachsenden Leistungsanforderungen im Arbeitsleben den Funktionsverlust von Vätern bei der Kindererziehung. Nüchtern betrachtet erweisen sich Medienberichte über den neuen, an Haushalt, Familie und Kindererziehung orientierten Mann, als Mär: „Väter engagieren sich - abgesehen von den ersten 14 Tagen nach der Geburt eines Kindes - noch weniger als Nicht-Väter bei der Hausarbeit. Nur jeder 20. Mann ist bereit, beruflich zugunsten der Hausarbeit oder der Kindererziehung zurückzutreten.“ (Bründel/Hurrelmann 1999, 58f.) Zwischen 1998 und 2000 haben in Deutschland lediglich 1,6% der Väter Erziehungsurlaub genommen.<sup>8</sup> Solche Zahlen entlarven den familienorientierten Vater, der aktiv an der Erziehung der Kinder teilhaben will, als Sonderfall, nicht als die Regel. Gerade die frühen Sozialisationsphasen sind bis heute vorwiegend Frauensache: Von der Tagesmutter angefangen, über die Kindergärtnerin, bis zur Vor- oder Grundschullehrerin. Alle diese Beispiele verdeutlichen, dass Frauen die dominierende Rolle bei der Sozialisation von Kindern übernehmen. Dem Gros der Jungen kommt damit die männliche Identifikationsfigur abhanden: Ab einem bestimmten Alter müssen sie sich von der Frauenrolle distanzieren, wollen sie sich nicht den Sanktionen ihrer Geschlechtsgenossen aussetzen. Tun sie dies nicht, laufen sie Gefahr, als ‚Schwächling‘, ‚Weichei‘, ‚Muttersöhnchen‘, ‚Warmduscher‘ oder ‚Heulsuse‘ verspottet zu werden. Im Umkehrschluss machen diese Begriffe deutlich, worauf es bei einer ‚gelungenen‘ Männersozialisation ankommt: Auf Mut, Stärke, Toughness, Konflikt- und Durchsetzungsvermögen, auf die Fähigkeit, sich gegen körperliche Angriffe zur Wehr setzen zu können (Biddulph 2002, 211), auf - oftmals übertriebene - sportliche Konkurrenz und Härte, Coolness, Imponiergehabe, aber auch auf den Verzicht von Weichheit, Sensibilität, Empathie und das Ausleben bestimmter Ge-

<sup>6</sup> In einem Projekt zur Wahl natur- und ingenieurwissenschaftlicher Berufe wurde die Bedeutung der vaterlosen Gesellschaft im Sinne fehlender elterlicher Vorbilder offenkundig (vgl. Zwick, M.M./Reim, O. 2000, Kap. 4.5.).

<sup>7</sup> Vgl. Der Spiegel 1997: *Sorge*; *Verlierer sind die Männer*, Heft 47 vom 17.11.1997.

<sup>8</sup> Wissenschaftlicher Dienst des Deutschen Bundestages 2002: *»Ehrenzeit von Männern«. Der aktuelle Begriff Nr. 4/02, Berlin.*

fühle: „Jungen weinen nicht“, „Indianer kennen keinen Schmerz“ und „benimm Dich gefälligst wie ein Mann!“. Solche Mechanismen führen dazu, „dass das gesamte männliche Geschlecht sich in punkto Herzlichkeit, Kreativität, Äußerung von Zuneigung und Gefühlsbetontheit selbst erhebliche Beschränkungen auferlegt. Allein das Eingeständnis, dass man zur Problemlösung fremder Hilfe bedarf, kann für Männer zum Problem werden - alzu leicht könnte das Hilfesuchverhalten, wie überhaupt das Zeigen von Verletzlichkeit, als persönliche Inkompetenz und Schwäche ausgelegt werden. Das scheint offenbar auch in ‚Männergesprächen‘ zu greifen, die oftmals erstaunlich rational und sachorientiert geführt werden und um wenige dominante Themen kreisen: um den Beruf, Sport, um Technik bzw. ‚Computer‘ und um Autos. Männer, die über persönliche Probleme sprechen, können hingegen leicht in den Verdacht geraten, schwach zu sein und nicht ‚Manns genug‘. Schwierigkeiten selbst aus der Welt schaffen zu können. Herb Goldberg, ein amerikanischer Männerforscher, hat mit Blick auf Geschlechterstereotypen eine rudimentäre Männlichkeitsskala entwickelt. Danach gelte man als umso ‚männlicher‘, mit je weniger Schlaf man auskomme, je mehr Schmerzen man ertragen könne, je mehr Alkohol man vertrage, je weniger man sich um seine Ernährung kümmere, je besser es gelinge, seine Gefühle bitte, je weniger man von anderen abhängig sei, je besser es gelinge, seine Gefühle zu kontrollieren und je weniger man auf seinen Körper achte (Herb Goldberg, zit. n: Däge 1999, 1). Außerdem wird Mann-Sein mit Technik- und Politikkompetenz assoziiert, sowie mit der Fähigkeit, Kontrolle zu haben und Macht auszuüben (vgl. Döge 1999, 1).

Was in der ‚vaterlosen Gesellschaft‘ angesichts des kollektiven Mangels an männlichen Bezugspersonen fehlt, sind *lebenstaugliche und realistische Vorbilder* und die Bestätigung der ‚gelungenen Männlichkeit‘. Anhand von Initiationsritualen - feierlichen Festen, die z.B. aus Anlass eines Schul- oder Ausbildungsabschlusses oder des Erhaltes des Führerscheins gefeiert werden (vgl. Biddulph 2003, 245) - könnte es gelingen, die Sucht nach immer neuen Männlichkeitsbeweisen zu befrieden. Fehlen diese, entstehen Verunsicherungen und die Neigung, kulturell vorgefertigte Männlichkeitsschemata von Peergroups oder aus dem reichhaltigen Angebot der Massenmedien zu übernehmen. Die massenhafte Darstellung von Gewalt in den audiovisuellen Medien hat seit Jahrzehnten Medienkritiker auf den Plan gerufen. Die Werbebranche setzt Trends und Normen, formt und verbreitet Leitbilder - auch und gerade Geschlechterstereotypen (Bründel/Hurrelmann 1999, 167) - deren gesellschaftliche Wirksamkeit unter Erfolgswang steht. Ähnliches ließe sich vermutlich auch für die von den Musikern verbreiteten Klischees nachweisen. Bei den So-

ap-Operas des Vorabendprogramms ist die klischeehafte Verdichtung von vermeintlichem Alltagsleben geradezu paradigmatisch (vgl. Koch 1978).

Durch die kollektive Wahrnehmung unrealistischer, verzerrter ‚männlicher Lebensmodelle‘ kann das, was Connell als ‚hegemoniale Männlichkeit‘ (Connell 2000, 97ff.) bezeichnet hat, entstehen: Die Neigung, den eigenen Einfluss-, Kontroll- und Herrschaftsbereich fortwährend zu erweitern, und, um der verunsicherten männlichen Identität willen, mit ungezügelter Leistungs- und Konkurrenzverhalten die benötigten Erfolge zu erzielen und aufkommende Zweifel an der Erfüllung der männlichen Geschlechterrolle abzuwehren. Seit Max Weber wissen wir, dass das kapitalistische Wirtschaftssystem die Gesellschaft nach eigendynamischen Marktmechanismen umformt und die Menschen dazu bringt, sich als formal freie Rechtsobjekte auf den durch Wettbewerb geprägten Märkten zu ‚bewähren‘. (vgl. Weber 1981, 165-180). Dieses System, folgert Biddulph, habe vor allem die Männer versklavt, die zumeist einseitig auf das Berufsleben fixiert seien und darin oftmals den Kern ihrer Identität sehen. Es habe sie in ökonomische Einheiten transformiert, deren vornehmstes Ziel häufig weniger die Selbstverwirklichung sei, sondern Geld zu machen (Biddulph 2003, 204). Die Folgen dieser Entwicklung sind ein einseitig auf Erwerbsarbeit ausgerichtetes Leben, der Verlust nicht auf Arbeit bezogener Kompetenzen, das Verkümmern von Interessen und Freundeschaftsnetzwerken. Die starke Berufs- und Leistungsorientierung kann darüber hinaus für Männer die Neigung fördern, sich fortwährend zu überfordern. ‚Zähne zusammenbeißen, Augen zu und durch‘ scheint vielfach ihre Devise zu sein. Anstatt die Signale des Körpers ernst zu nehmen, werden psychische und seelische Belastungen, die aus solchen Überlastungen resultieren, nicht selten mit Alkohol<sup>8</sup>, Nikotin<sup>10</sup>, Koffein oder Tabletten unterdrückt.

Der Mangel an alltagstauglichen Vorbildern und Mentoren gilt auch für das Gebiet der *männlichen Sexualität* (Zilbergeld 2000, 15) Der Stereotyp der ‚harten Männlichkeit‘ verträgt sich schlecht mit Einfühlungsvermögen, Zärtlichkeit gerät schnell zum Zeichen von Schwäche. Zwischen Männern ausgetauscht, liegt sogleich der Homosexualitätsverdacht in der Luft. Der ‚Macho‘ ist dabei ebenso ein soziales Klischee, wie der einsam entscheidende, von Gott und den Frauen verlassene Westernheld,

<sup>8</sup> Bründel und Hurrelmann weisen darauf hin, daß 1996 viermal so viele Männer wie Frauen an Alkoholemissen verstarben (1999: 117). Den wöchentlichen, durchschnittlichen Alkoholkonsum junger Männer beziffert das Jahrbuch Sucht 2003 mit 77,1 Gramm reinem Alkohol, den von jungen Frauen mit 29,3 Gramm. (DHS 2003: 124).

<sup>10</sup> Das Jahrbuch Sucht (DHS 2003: 48) weist - unter Rückgriff auf Mikrozensusdaten - für 1999 einen Raucheranteil von 35% bei den Männern und 22% bei den Frauen aus. In einer Baden-Württembergischen Repräsentativstudie aus dem Jahr 2001 gaben 11% der befragten, über 16jährigen Frauen, aber 19% der Männer an, gelegentlich zu rauchen. Die Anteile an Personen, die häufiger rauchen einklämmen betragen bei den Frauen 13%, bei den Männern 26%. (Risikostudie der Akademie für Technikfolgenabschätzung in Baden-Württemberg, Stuttgart).

oder Männer vom Typ ‚Rambo‘, die die Welt nach eigenem Gutdünken gewaltsam umkämpfen wollen. Nicht viel besser ist es um das Klischee des androgynen ‚Sofie‘ bestellt, der Twrznik zufolge auf die Figur eines ‚unauthentischen Weichlings zulaufe, dem das Rückgrat fehle, für eigene Interessen einzustehen‘. (Twrznik 2000, 194) In Ermangelung erfahrener, wohlmeinender Mentoren, werden Jugendliche anfällig für solche Modetrends. Nach Orientierung suchend, greifen sie mangels Alternativen auf durch Peers oder massenmedial vermittelte Skripte über ‚richtiges Mann-Sein‘ und ‚gelungene‘ Sexualität zurück. Wie Bernard Zilbergeld anhand von Bestsellerliteratur nachweist, handelt es sich dabei selten um realistische, praxistaugliche Informationen. Stattdessen prägen abenteuerliche Mythen das Bild ‚richtiger‘ Sexualität, die von Jugendlichen und Männern selten erfüllt werden können. Sie laufen auf eine Überforderung des männlichen Parts hinaus und scheinen - als Richtschnur alltäglichen Handelns wahrgenommen - kaum geeignet zu einer befriedigenden Sexualität beizutragen: Er resümiert, dass es „angesichts des Mangels an guten Beispielen für zärtlichen Sex wenig überraschend [sei], dass viele Männer Sex für ein raues Geschäft für harte Männer halten.“ (Biddulph 2000, 36). Versagensängste, Frustrationen und Unzufriedenheit in der Partnerschaft können dadurch gefördert werden. Seine Analysen unterstreichen, „dass die von uns erlernten Regeln und Verhaltensmuster destruktiv sind und uns höchst unzureichend auf ein befriedigendes und lustvolles Geschlechtsleben vorbereiten.“ (Zilbergeld 2000, 6) Bründel und Hurrelmann gehen sogar so weit, von einem „aggressiven Sexualverhalten“ zu sprechen, zu dem „männliche Jugendliche erzogen“ werden (Bründel/Hurrelmann 1999, 83) Die „unerschriebenen männlichen sexuellen Drehbücher, die ihnen über Medien, über das Verhalten der Erwachsenen und von Gleichaltrigen vermittelt werden, führten zu Angeberei, waghalsigen und draufgängerischen Aktionen und Imponiergehabe, um beim weiblichen Geschlecht die nötige Aufmerksamkeit zu erzielen“. (a.a.O., 83f.) ‚Richtige‘ Männlichkeit muss ihre Leistungsfähigkeit unter Beweis stellen, am besten durch nachzählbare sexuelle ‚Erfolge‘. Obgleich große Anteile von Männern mit ihrem Geschlechtsleben unzufrieden sind, riskieren sie, als unmännlich angesehen zu werden, wenn sie Probleme eingestehen und um Hilfe suchen; schließlich habe man als ‚rühiger Mann‘ zu wissen, wie ein ‚erfolgreiches‘ und erfülltes Geschlechtsleben aktiv herzustellen sei (Zilbergeld 2000, 3) Auch diese Medaille hat zwei Seiten. Auf der einen wird Sexualität, ähnlich dem Sport oder Arbeitsleben, jenen Lebensbereichen zugeordnet, die anhand von Leistungskriterien beurteilt werden. Zum anderen droht deshalb die Gefahr der Herabwürdigung und Trivialisierung des Geschlechtslebens: Für Steve Biddulph ist es von der sexuellen Leistungs- und Erfolgssemantik bis zur ‚Banalisierung und Herabsetzung der Sexualität“ mit Suchtcharakter nur ein kleiner Schritt (a.a.O., 82) Nicht selten gerät die Sexualität auch zur Bühne bloßer Machtde- monstration (Hire 1981). Ergänzend ist zu sagen, dass sich derartige alltagsfremde

Skripte für männliche Verhaltensmuster keineswegs nur in der Belletristik wieder finden. Sie sind fester Bestandteil der Print- und Funkmedien, von wo aus sie - subtil oder ungeschminkt - ihre soziale Deutungs- und Gestaltungsmacht entfalten können. Und: sie erstrecken sich keineswegs nur auf das engere Gebiet der Sexualität, sondern auf alle möglichen Facetten männlichen Lebens.

Was fehlt, sind realistische, alttagstaugliche Konzepte, die es Männern gestatten, eine authentische, sozialverträgliche Identität zu entwickeln und zu leben, ohne den verkürzten und klischeehaften Modetrends vom ‚richtigen Mann‘ auf den Leim zu gehen. Dazu gehört auch, das Rollenspektrum über ‚Konkurrenz-‘ und ‚Kariereverhalten‘ hinaus aufzuweiten, vielfältigen Interessen nachzugehen, einen eigenen Freundeskreis zu entwickeln und zu pflegen. Männer, die sich auf die traditionellen Rollen als Familienernährer und Haushaltsvorstand zurückziehen, erleben die Pensionierung oft als dramatischen Absturz: Als schmerzlichen Verlust der persönlichen Mitte, als Statusverlust und Abwertung, als Weg in die Isolation und Abhängigkeit von der Partnerin. Frauen verfügen oftmals über das besser ausgebaute Netzwerk, aber auch über praktische Kompetenzen, die helfen, das Leben im Ruhestand zu meistern. Die Folgen sind nicht selten Rückzug, Krankheit oder gar der frühe Tod: In den ersten Monaten nach dem Tod ihrer Frau haben Witwer gegenüber verheirateten Männern gleichen Lebensalters eine um das Mehrfache erhöhte Sterblichkeit. Wenn die einseitige Festlegung auf den Beruf, die Rollen des Familienernährers und ‚Haushaltsvorstands‘, die Orientierung an Konkurrenz, Sachgesetzmäßigkeiten und ‚Erfolg zur Vernachlässigung eigener Interessen, der Pflege eines eigenen Freundeskreises führt, kann dies zum lebensbedrohlichen Risiko geraten. Die moderne ‚Work-Life-Balances‘-Forschung mündet in die Einsicht: „Multiple Rollen sind grundsätzlich vorteilhaft für Männer wie für Frauen.“ (Nuber 2003, 22)

Über Generationen waren mit ‚Kinder‘, ‚Küche‘ und ‚Kirche‘ die Dominanzrollen umrissen, auf die Frauen alternativlos festgelegt wurden. Die sprunghaft gestiegenen Anteile hoch gebildeter und gut ausgebildeter Frauen, die gestiegenen Berufs und Karrierechancen jenseits traditioneller Rollenverpflichtungen haben das Rollenspektrum für die meisten Frauen erweitert, ihre gesellschaftliche Anerkennung hat die Frauenbewegung erwirkt. Frauen, die versuchen, Familienarbeit und berufliche Karrierepläne parallel zu verwirklichen, werden eine aus dieser Doppelbelastung resultierende Überforderung reklamieren, die sie an den Rande der Erschöpfung bringe. Doch die moderne Forschung nährt Zweifel an dieser auf den ersten Blick plausible Sichtweise: Bründel und Hurrelmann vertreten stattdessen die These der besonderen Schutzfunktion eines breiten Rollenspektrums (Bründel/Hurrelmann 1999, 172) Mit Verweis auf aktuelle amerikanische Befunde ergänzt Ursula Nuber die entlastende Funktion von ‚Doppelstress‘: „Je mehr Rollen man ausübt, desto geschützter

ist man, wenn es in einem Bereich mal nicht so gut läuft. Wie Studien belegen, können Misserfolge, Ärger und Stress besser verkraftet werden, wenn man aus einem anderen Lebensbereich Kraft und Mut holen kann... Viele Rollen zu haben bedeutet auch, ein hohes Maß an sozialer Unterstützung zu genießen..." (Nuber 2003, 23<sup>11</sup>) Das viel beklagte Phänomen der Überarbeitung werde hingegen überschätzt (a.a.O., 23f.) Womöglich bedarf es hier weiterer Forschung, um an der anwachsenden Zahl karriereorientierter Mütter die langfristigen Folgen dieser Doppelbelastung zu ermitteln und Entscheidungssicherheit zwischen beiden Annahmen - Schutzfunktion vs. Überlastungsbedingte Risiken - zu gewinnen. Gegenwärtig deutet sich an, dass Familienleben und Erwerbssituation zusammen nicht per se Schutzwirkungen entfalten, sondern nur dann, wenn beide Rollen sich durch bestimmte Qualitäten **unterscheiden**, ist, dass das Leben vieler Männer wie ehemals zugeschnitten ist, auf ein zwanghaftes Wettbewerbsdenken (Biddulph 2003, 18), auf eine fortwährende Suche nach Anerkennung, den Drang, um jeden Preis zu beeindruckten (a.a.O., 213), teilweise auch Macht und Herrschaft über andere auszuüben und - ganz im Sinne der Hegemoniehypothese - ihren Einfluss- und Herrschaftsraum gegenüber anderen zu verteidigen oder auszuweiten. Ihre K's sind oftmals einseitig auf „Konkurrenz“ und „Karriere“ zugespielt, denen nicht selten der „Kollaps“ auf dem Fuße folgt (Bründel/Hurrelmann 1999). Nicht nur die offensichtliche Risikanttheit dieses *verengten Rollenspektrums* sollte zu denken geben - vieles spricht dafür, dass persönliches Lebensglück mit der Vielseitigkeit einer Person, mit Interessenvielfalt, Wahlfreiheiten und Selbstbestimmung korrespondiert.

*Von welchem Nutzen sind die gewonnenen Einsichten? Welche Lösungsmöglichkeiten bieten sich an?*

Die Beantwortung dieser Fragen fällt nicht leicht. Es gelingt unschwer, die vorherrschenden Stereotypen dingfest zu machen. Doch im Lichte der Empirie gibt es ‚die Männlichkeit‘ eigentlich nicht (Brandes 2002, 260). Was man findet ist eine große Bandbreite gesellschaftlicher Facetten von Männlichkeit, individuelle Protagonisten, die dem dominierenden Leitbild jeweils mehr oder weniger genügen: Die Rede von ‚der Männlichkeit‘ ist bei aller Plausibilität eine grobe Vereinfachung. Tatsächlich würde man - differenzierend nach Lebensstilen und Milieus - ‚Softies‘ und in ihrer Geschlechterrollenidentität verunsicherte Männer ebenso finden, wie ‚proletarische‘ Muster von Männlichkeit, Männer vom Typ ‚konventioneller‘ Bürgerlichkeit mit den Attributen ‚Familienernährer‘ und ‚Haushaltsvorstand‘, den Typ des ‚young urban pro-

fessional‘, aber auch kinder- und familienorientierte Väter, ‚klassische‘ ‚Machos‘ usw.<sup>12</sup> Die hier angestellten Überlegungen, gelten zuallererst für den männlichen Geschlechterstereotyp selbst, für den ihm eigenen Willen zur Machtausübung, zu übersteigertem Leistungs-, Wettbewerbs- und Erfolgsstreben. Sie gelten zweitens für Menschen beiderlei Geschlechts, die dieses Leitbild zur Richtlinie ihres Handelns erklären und, drittens, um die beiden Geschlechter rudimentär miteinander vergleichen zu können.

Die Literatur ist sich auch keineswegs einig darüber, was als das ‚eigentliche‘ Wesen und das wünschbare Bild gelungener Männlichkeit gelten soll. Während Bründel, Hurrelmann und Zilbergeld eher den selbstreflexiven Mann im Auge haben, der versucht ist, die herrschenden Klischees umschiffend, sein eigenes ‚Ich‘ zu finden, sukzessive zu verwirklichen und in eine ihm und seinen Mitmenschen adäquate Lebenspraxis fließen zu lassen, halten Biddulph und Twrznik an der Vorstellung vom ‚wildem Mann‘ fest, den sie als der Männlichkeit inhärent ansehen (hierzu kritisch Brandes 2002, 210f.): „Soweit ich nach vielen Gesprächen mit Frauen erkannt habe, sehen sie sich nach einem ‚wildem‘ Mann. Einem Mann, der authentisch und stark ist, zivilisiert aber unangepasst, zärtlich aber ungezähmt. Frauen wollen einen Mann, der sie fördert und fordert, einen Mann, dem es wichtig ist, dass seine Partnerin sich weiterentwickelt und eine starke, reife, ‚wilde‘ Frau ist“ (Twrznik 2002, 210f.). Das Zitat macht deutlich, auf wie schwachem empirischen Fundament das Bild vom ‚wildem Mann‘ ruht, und wie normativ das Konzept ist. Der ‚wilde‘ Mann ist geradezu als den (vermeintlichen) Wünschen ‚der Frau‘ abgeleitet, als pauschales Konstrukt, das eben nur nach ‚Mann-Sein‘ fragt, nicht aber nach individuellen Bedürfnissen oder der Frage, welche Identität angemessen erscheint und welches Rollenset eine Person authentisch zu spielen in der Lage ist.

‚Risiko‘ erschöpft sich nicht im Wahrnehmen und Analysieren drohender Verluste. Risiko ist immer *auch normativ*, abhängig von individuellen Präferenzen und Wertentscheidungen: Was den Einen ängstigt ist dem Anderen Lustgewinn - das tägliche Geschehen auf den Straßen, im Genuss- oder Freizeitverhalten gewährt zahlloses Anschauungsmaterial. Während *ego* angestrengt um die Ausschaltung von Gefahren und die Herstellung von Sicherheit bemüht ist, gerät ‚no risk no fun‘ zum Credo von *alter*. Wieder andere präferieren Risiken mit bestimmten Charakteristika - etwa solchen, die hohen Nutzen versprechen -, während sie andere Risiken - etwa zugemutete - strikt ablehnen. Krämer und Mackenthun zitieren einen englischen Arzt, der das

<sup>12</sup> Es wäre instruktiv geschlechterspezifische Risiken nach Lebensstilen aufzuschlüsseln. Aufgrund ihrer unzureichenden Operationalisierung kann die empirische Studie Zuhelner und Volz, -Männer im Aufbruch, aus dem Jahr 1998 nur vage Hinweise auf die Mikrostruktur von Männlichkeitstypen gewähren. Der Stand der Forschung läßt erheblichen Nachholbedarf an empirischer Männerforschung erkennen.

<sup>11</sup> Die Autorin stützt ihre Aussagen auf Barnett, R.C. und Hyde, J.S. 2001: Women, men, work, and family, in: American Psychologist 10/2001.



Leben eines Mannes mit besonders niedrigem Risiko für koronare Herzkrankheiten in tristen Farben ausmalte. Er sei „ein verweichtlicher, städtischer Angestellter oder Leichenbestatter, physisch und geistig träge und ohne Spritzigkeit, Ehrgeiz oder Konkurrenzdenken, der niemals versucht hatte, irgendeinen Termin einzuhalten; ein Mann ohne Appetit, der sich von Obst und Gemüse ernährt, das er mit Maisöl und Waldfischtran anmacht; ein Nichtraucher, der den Besitz von Radio, Fernsehen und Auto verschmäht, mit vollem Haarschopf, aber dürr und unathletisch, doch ständig bestrebt, seine kümmerlichen Muskeln zu trainieren. Mit niedrigem ... Blutdruck, Blutzucker, Harnsäurespiegel und Cholesterin, hat er seit seiner prophylaktischen Kastration Vitamin B<sub>2</sub> und B<sub>6</sub> und über längere Zeit Blutverdünnungsmittel eingenommen.“ (Krämer/Mackenthun 2001, 8) Diese Überlegungen zeigen, dass es verfehlt wäre, die, oder „bestimmte Männer“ zur Besinnung und zur Umkehr zu gemahnen: Es muss der Entscheidung des Einzelnen überlassen bleiben, was als lebenswert angesehen wird, welche individuelle Mischung aus Risiko und Sicherheit präferiert wird und zwar wenigstens insoweit, als andere durch diese Lebensweise nicht in Mitleidenschaft gezogen werden.

Was erstens bleibt, ist deshalb die Aufklärung darüber, dass Männlichkeit nicht nur eine neutrale Geschlechtskategorie darstellt, sondern in der gegenwärtigen gesellschaftlichen Form mit inhärenten Risiken behaftet ist, die dem Einzelnen unbekannt und unter Umständen unakzeptabel sein mögen. Der praktische Wert der Forschung über „Männlichkeit als Risiko“ mag daher zunächst in der Aufklärung über verborgene Gefährdungen und Zumutungen von stereotypisierten männlichen Geschlechtsrollen dienen. Alle substantiellen Empfehlungen stehen hingegen unter dem Vorbehalt, dass der oder die Adressaten tatsächlich beabsichtigten, alternative Entwicklungspfade zur beschriebenen, konventionellen männlichen Geschlechtsrolle und den ihr immanenten Risiken zu suchen.

Bleibt das *selbstreflexive männliche Subjekt* Selbstreflexivität - heißt das nicht inne zu halten und über sich und das Leben, vielleicht die gerade anliegende Situation nachzudenken: Wer bin ich? Welche Rollen spiele ich? Wie komme ich darin vor? Was wurde mir von anderen aufgebürdet? Werden mir die Anforderungen und Ziele gerecht? Der Wert, kritisch über die gegenwärtigen Männlichkeitsstereotypen nachzudenken, wird deutlich, wenn man ihre Risiken handlungstheoretisch beleuchtet. Risiken resultieren stets aus eigenen oder fremden Entscheidungen zwischen verschiedenen Optionen - und den negativen Konsequenzen, die diese Entscheidungen nach sich ziehen. Wenn es gelingen sein sollte, herrschende Mythen und Klischees von ‚wahrer Männlichkeit‘ oder von ‚richtiger männlicher Sexualität‘ als Zerrbilder zu entlarven, dann liegt der praktische Nutzen unserer Überlegungen auf der Hand: Zwischen unterschiedlichen Optionen abzuwägen und zu entscheiden heißt auch, ande-

re Entwicklungspfade einschlagen zu können als die einmal erlernten. Die Wahl eines eigenen, nicht an den herrschenden Standards und Leitbildern ausgerichteten Lebensweges kann zu Selbstverwirklichung verhelfen, zum Ausleben einer subjektiv als angemessen erlebten Männlichkeit. Von gesellschaftlich gültigen Normen abweichende Männlichkeitsschemata - etwa das Ausleben von ‚unmännlichen‘ Emotionen - können Irritationen, soziale Kontrolle und gegebenenfalls auch Sanktionen hervorrufen. Die sich kulturell ausdifferenzierende Gegenwartsgesellschaft bringt freilich eine Ausweitung der Toleranzspielräume von Normen, abnehmende soziale Kontrolle und Sanktionsbereitschaft mit sich. Damit wachsen auch die individuellen Spielräume für das unbehelligte Ausleben vielfältigster Lebensstile; vorrangig geht es darum, diese im historischen Maßstab enorm ausgeweiteten Ermessens-, Handlungs- und Entscheidungsspielräume bewusst auszuschöpfen um den eigenen Wünschen und Bedürfnissen zur Erfüllung zu verhelfen. Die in der *individualisierten Gesellschaft* gewachsenen Gestaltungsspielräume gelten auch für die Komposition der Geschlechtsrollenidentität. Dies kann beispielsweise heißen, durch geschicktes Rollenmanagement das persönliche Rollenset flexibel umzugestalten, sich zugunsten neuer Aufgaben von bestimmten Zwängen freizumachen - oder wenigstens, ihnen mit der nötigen Distanz zu begegnen -, bestimmte Positionen zu räumen oder Symbole abzulegen, wenn man glaubt, dass diese der eigenen Persönlichkeit unangemessen sind. Biddulph exemplifiziert das am Beispiel der Krawatte: „Die Symbolik ist klar. Sie besagt ‚Wie Sie sehen, bin ich bereit, mich anzupassen... Ich bin bereit ... [sie] in Kauf zu nehmen, damit Sie sicher sein können, dass ich auch andere Erniedrigungen und Einschränkungen akzeptiere, um diesen Job zu bekommen oder zu behalten ... Sie ist ein Gängelband“ (Biddulph 2003, 186).

Der Wert der *Aufklärung* über vorherrschende Geschlechterstereotypen kann bedeutend sein: Zilbergeld räumt beispielsweise mit Mythen über Sexualität auf. Dies kann Jugendlichen helfen, auf dem Weg nach gelungenem partnerschaftlichem und Liebesleben, keinem unrealistischen Erwartungsdruck zu erliegen, sondern, durch die Wahrnehmung von Alternativen, einen selbstbestimmten Weg zu gehen. Alleine das Aufzeigen von Sackgassen kann dazu beitragen, die eigene Entscheidungsfindung zu beeinflussen, Alternativen offen zu legen und die Wahl bewusster zu machen. Selbstreflexivität kann auch bedeuten, sich von der tagtäglichen Werbesemantik frei zu machen: „Sie sind nur dann wertgeschätzt, begehrt oder lebenswert, wenn Sie eine bestimmte Eigenschaft besitzen, die Sie sich durch die Wahl eines Produktes oder einer Dienstleistung aneignen wollen“. Realistisch betrachtet laufen die gegenwärtigen Modernisierungsprozesse unserer Gesellschaft darauf hinaus, dass immer weitere Lebensbereiche in ein Marktgeschehen transformiert werden. Mit Blick auf Partnerschafts- oder Heiratsmärkte komme es ganz auf die ‚Attraktivität‘ einer Person an: Auf ihre ökonomische Potenz, auf demonstrativen Konsum, das Zuschauerstellen



von Erfolg und Leistungsfähigkeit, und nicht zu vergessen auf Schönheit. Jugendlichkeit, Fitness, Gesundheit und Schönheit gehen, lässt man die Werbebotschaften Review passieren, ein nachfragekräftiges Syndrom ein. Nach der Fitness- droht nun auch die Schönheitswelle auf den männlichen Teil der Bevölkerung überzuschießen: Sonnen- und Fitnessstudios, Beauty-Farmen, die Pharmaindustrie und plastische Chirurgie wittern Milliardenumsätze. Von muskulär gestähltem Körperbau, über die Beseitigung von krummen Nasen und Geheimratsecken, das Abschießen oder Unterspritzen von Falten, das Absaugen unerwünschten Bauchspecks bis zum Einbau von Kunststoffprofilen, um das Kinn eckiger, männlicher erscheinen zu lassen, ist schon heute alles möglich. Es bleibt jedem selbst überlassen, sich diesen Mechanismen aussetzen oder nicht, zu beurteilen, welche Stabilität das Selbst, welche Tiefe Partnerschaften einfalten können, die auf der Basis fragiler Äußerlichkeiten fußen. Vor langer Zeit hat Erich Fromm darauf hingedeutet, dass, wer wirklich in sich selbst ruht, einer Abstützung der Identität durch Surrogate nicht bedarf (Fromm 1976).

Bründel und Hurrelmann weisen in ihren Analysen auf ungeeignete, teilweise konträr produktive Copingstile bei Überlastung, Konflikten und drohenden gesundheitlichen Problemen hin. Die höhere Lebenserwartung von Frauen führen sie auf ein insgesamt besseres und flexibleres Anpassungsverhalten im Alltagsleben, aber auch in Krisensituationen zurück (Bründel/Hurrelmann 1999, 7). Männlichkeit assoziieren sie mit ‚Typ A‘. Dahinter verbergen sich Personen die von Leistungsstreben, Ungeduld, Konkurrenzdruck, Ärgerlichkeit und Stress geplagt, oftmals zu einem riskanten Copingverhalten neigen: Statt psychisch und gesundheitlich verträgliche Bewältigungsstrategien zu verfolgen - etwa Gelassenheit zu lernen, sich Auszeiten einzuräumen, sich fremder Hilfe zu bedienen, Emotionen auszuleben -, setzen die Protagonisten dieses Typs oftmals auf zusätzliche Risiken wie Medien-, Genussmittelkonsum oder Durchboxen um jeden Preis (a.a.O., 139). Zu den elementaren Ressourcen für eine erfolgreiche Lebensführung gehört soziale Unterstützung. Sie beruht auf der Schaffung und Pflege von Freundschaftsnetzwerken. Diese Kontakte sollten auf Kooperation nicht auf Konkurrenz und Wettbewerb ausgerichtet sein, einem Mit-statt einem Gegeneinander verpflichtet sein.

Eine andere Quelle für Wohlbefinden und Gesundheit liegt in der *Vielseitigkeit der Persönlichkeit*. Trotz der Doppelbelastung mit Beruf und Haushalt, scheint für Frauen die größere Rollenvielfalt eine gewisse Schutzfunktion auszuüben: „Generell zeigt die Forschung, dass Rollenvielfalt eher der Gesundheit förderlich ist als die Fixierung auf nur eine oder wenige Rollen“ (Bründel/Hurrelmann 1999, 172).<sup>13</sup> Es mag riskant sein,

<sup>13</sup> Entgegen dieser These werden Frauen auf die Überlastung hinweisen, die bei der Vereinbarkeit von Berufs- und Familienarbeit entsteht und in Stress bzw. ein burn-out Syndrom münden kann.

mit ‚Konkurrenz‘ und ‚Karriere‘ alles auf eine Karte zu setzen und der Krise der ‚Arbeitsgesellschaft‘ durch eine noch rigide Arbeits- und Leistungsorientierung zu begegnen: Die Verwundbarkeit einer Person ist dort am größten, wo ihr ‚Lebensmittelpunkt‘ betroffen ist. Aber auch der Umstand, dass sich unsere Gesellschaft im Zustand wachsender Dekomposition und Dekonstruktion befindet, mit einer rapiden Abnahme vormaliger soziokultureller Einbindungen und Gewissheiten, kann die Verankerung der Identität auf nur einen Lebensbereich riskant machen: Gesellschaftliche Krisen, wie etwa die Massenarbeitslosigkeit, aber auch die Krise der großen Institutionen der bürgerlichen Gesellschaft - Ehe, Familie, Kirchen, Parteien, Gewerkschaften - können unvermittelt auf die Lebensentwürfe von Menschen durchschlagen und als eine Bedrohung der gesamten Identität erlebt werden. Auch hier könnte eine größere Rollen- und Interessenvielfalt, die Pflege von Hobbies und von Freundschaftsnetzwerken Entlastung bringen (Bründel/Hurrelmann 1999, 8).

Bleibt die *emotionale Verkümmern* der Männlichkeit. Bründel und Hurrelmann sehen in der gefühlsmäßigen Emanzipation der Männer, verbunden mit der Entwicklung ihrer Empathiefähigkeit wichtige, wenn nicht die zentralen Faktoren, die über die Zukunft des ‚starken‘ Geschlechts entscheiden: „Der Schlüssel zu einer neuen Form von Männlichkeit scheint die Entdeckung der eigenen Empfindsamkeit zu sein“ (Bründel/Hurrelmann 1999, 176), der Empfindsamkeit gegenüber sich selbst, seinen Wünschen, Bedürfnissen, den Signalen des Körpers, wie auch der Sensibilität gegenüber anderen.

Auf gesellschaftlicher Ebene könnte es sinnvoll sein, solchen *Institutionen entgegen zu wirken*, welche die Kultur der hegemonialen Männlichkeit befördern, die den Co-des Macht, Gewalt, Wettbewerbs- und Konkurrenzdenken verpflichtet sind und an der Aufrechterhaltung bestehender Macht- und Herrschaftsverhältnisse interessiert sind. Das Militär, bestimmte Kampfsportarten, Burschenschaften, gewaltorientierte Medien, die Pornindustrie, exklusive Männerclubs aber auch das Wirtschaftssystem und seine auf das männliche Leistungs- und Karrieremodell gerichtete Logik (Brandes 2002, 262) seien Beispiele hierfür. Connell setzt Hoffnungen auf die Außenwirkungen der *Männer- und Schwulenbewegung*. Es drängt sich jedoch der Verdacht einer Überschätzung der gesellschaftlichen Deutungs- und Gestaltungsmacht dieser Bewegungen auf (Connell 2000, Kap. 9; kritisch dazu Meuser 1998, 127). Die US-amerikanischen und australischen Verhältnisse lassen sich nicht einfach auf die deutsche Gegenwartsgesellschaft übertragen. In der freiheitlichen Gesellschaft ist es allerdings einem jeden selbst überlassen, zum Anhänger oder Mitglied solcher Institutionen zu werden, sich als Konsument ihrer Angebote zu bedienen oder nicht.

Langzeitforschung erscheint nötig, um zuverlässig zwischen diesen beiden konträren Hypothesen unterscheiden zu können.

Was in der Kritik steht, sind weniger die Männer selbst, sondern traditionelle Männlichkeitskonzepte, die einseitig auf Dominanz und Hierarchie aufbauen und auf einseitige, riskante, konkurrenzbezogene und emotional distanzierte Lebensstile hinauslaufen (Bründerl/Hurrelmann 1999, 185) - Klischees, denen sich in der Gegenwartsgesellschaft freilich auch Frauen verpflichtet fühlen können. So gesehen sind die diskutierten psychosozialen und -somatischen Risiken nicht den Männern alleine vorbehalten, sondern all jenen Personen, gleich welchen Geschlechts, die ihr Entscheiden und Handeln an diesen Leitbildern ausrichten; gegenwärtig sind das noch überwiegend Männer. Die Verbreitung dieser Zerbilder ist groß, ihre soziale Durchschlagskraft und Langlebigkeit stützt sich zum einen auf ihre tagtägliche Reproduktion durch die in unserer Gesellschaft lebenden Menschen. Zum anderen verbinden verschiedene, zum Teil mächtige gesellschaftliche Institutionen ein Interesse mit der Aufrechterhaltung vorhandener Geschlechterstereotypen und der Aufrechterhaltung der damit einhergehenden Macht- und Herrschaftsverhältnisse. Ob es in absehbarer Zeit gelingen kann, eine „Dekonstruktion des sozialen Geschlechts“, (Connell 2000, 256) zu erzielen, ist deshalb mehr als fraglich. Auf der individuellen Ebene, freilich, das sollten diese Überlegungen klar gemacht haben, ergeben sich große Wahlfreiheiten, zumindest für den erwachsenen Menschen.

## Literatur

- Biddulph, S. (2002): Männer auf der Suche, München.
- Bourdieu, P. (1997): Die männliche Herrschaft, in: Dölling, I. und Kraus, B. (Hg.): Ein alltägliches Spiel: Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis, Frankfurt a.M.: 153-217;
- Brandes, H. (2002): Der männliche Habitus, Opladen.
- Bründel, H. und Hurrelmann, K. (1999): Konkurrenz, Karriere, Kollaps. Männerforschung und der Abschied vom Mythos Mann, Stuttgart: 48
- Connell, R.W. (1995): Neue Richtungen für Geschlechtertheorie. Männlichkeitsforschung und Geschlechterpolitik, in: Armbruster, C., Müller, U. und Stein-Hilbers, M. (Hg.): Neue Horizonte? Sozialwissenschaftliche Forschung über Geschlechter und Geschlechterverhältnisse, Opladen.
- Connell, R. (1987): Gender and Power. Society, the Person and Sexual Politics, Cambridge.
- Connell, R.W. (2000): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten, Opladen.
- DHS (2003) (Hg.): Jahrbuch Sucht 2003.
- Döge, P. (1999): MannSein - Rolle oder Schicksal. Schriftliche Fassung eines Vortrages auf der Tagung ‚Politik der Liebe‘ der Hessischen Gesellschaft für Demokratie und Ökologie am 13.12.1999.
- Durkheim, E. (1976): Regeln der soziologischen Methode, Darmstadt
- Durkheim, E. (1988): Über soziale Arbeitsteilung, Frankfurt a.M.
- Fromm, E. (1976): Haben oder Sein, Frankfurt a.M.
- Heinz, W. (2002): Kriminalität von Deutschen nach Alter und Geschlecht, Konstanz. Zu finden unter [www.uni-konstanz.de/trf/kik/deutsche2000/he208-7g.html](http://www.uni-konstanz.de/trf/kik/deutsche2000/he208-7g.html).
- Hite, S. (1981): The Hite Report on Male Sexuality, New York.
- Hoerning, E.M. (1989): Erfahrungen als biographische Ressource, in: Alheit, P. und Hoerning, E.M. (Hg.): Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung, Frankfurt a.M.
- Kanders, J. (2003): Gewaltprävention an Schulen, in: Deutsches Ärzteblatt, Jg. 100, Heft 18: B 1022.
- Koch, G. (1978) (Hg.): Soap opera. Frauen und Film 42, Basel.

- Krämer, W. und Mackenthun, G. (2001): Die Panik-Macher, München.
- Meuser, M. (1998): Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. Opladen.
- Meuser, M. (2001): Männerwelten. Zur kollektiven Konstruktion hegemonialer Männlichkeit.
- Mitscherlich, A. (1973): Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft, München.
- Nuber, U. (2003): Arbeit und Familie. Wir können beides haben, in: Psychologie heute 5/2003.
- Paulus, J. (2003): Die Werkzeuge im Kopf. Ein Interview mit der Evolutionspsychologin Leda Cosmides. In: Psychologie Heute, 5/2003: 68f.
- Romberg, J. (2003): Jungs, in: Geo, Heft 3.
- Statistisches Bundesamt (2002): Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland, Wiesbaden.
- Twrznik, M. (2002): Aufbruch zum Mann, München.
- Weber, M. (1981): Askese und kapitalistischer Geist, in: ders.: Die protestantische Ethik I, Gütersloh.
- Zilbergeld, B. (2000): Männliche Sexualität, München.
- Zwick, M.M. und Renn, O. (2000): Die Attraktivität von technischen und ingenieurwissenschaftlichen Fächern bei der Studien- und Berufswahl junger Frauen und Männer, hg. von der Akademie für Technikfolgenabschätzung in Baden-Württemberg, Stuttgart.

Stefan Selke

## Die Prinzenrolle

### Die riskanten Formen ‚soziologischer‘ Konstruktion von Männlichkeit<sup>1</sup>

Männlichkeit als Risiko zu betrachten, ist eine Möglichkeit, der Genderforschung neue Impulse zu geben. Trotz aller Bemühungen ist diese noch immer eine oft missverständliche Fachrichtung, da sie in inhaltlicher und vor allem personeller Hinsicht von den Inhalten einer an der Frauenbewegung und Frauenforschung geschulten Auseinandersetzung lebt. Einen derartigen Impuls zu setzen, ist Zwick (2003) mit Sicherheit glänzend gelungen, wenn auch um den Preis, damit weitere Fragen aufzuwerfen. Aber davon lebt die Wissenschaft: Neue Forschungsfragen zu entwickeln und die vorläufig dargebotenen Antworten diskursiv zu bearbeiten. Erst so ist die Entwicklung von Erkenntnis überhaupt möglich, denn Gewissheit ist immer nur Gewissheit bis auf weiteres (Schütz 1982, 114). In diesem Beitrag geht es deswegen vor allem darum, den Weg, der von Zwick vorgezeichnet wurde, weiter zu gehen und einige ausgewählte Gedankengänge in anschlussfähiger Weise fortzuführen.

Zwick argumentiert auf den ersten Blick in verblüffend überzeugender Weise gegen differenztheoretische und essentialistische Auffassungen von Geschlecht, wie sie lange Zeit die Genderforschung dominierten (vgl. Güdemeister 2000, 214f.). Geschlecht wird im Beitrag von Zwick als *Variable* verstanden, die gesellschaftlich bedingt ist, sozialen Verhältnissen unterliegt und nicht einer rein biologischen Dichotomie unterworfen ist. Daher ist die primäre Perspektive des Beitrages gerade auf die Folgen dieser sozialen Verhältnisse gerichtet, denn Normalitätsvorstellungen sind geschlechtsgebunden, d.h. aber auch, dass die soziale Konstruktion von Geschlecht unterschiedliche Formen sozialen Handelns mit jeweils unterschiedlichen strukturellen Folgen nach sich ziehen. Was bedeutet es also Mann oder Frau zu sein, in einer Welt die Unterschiede macht und Unterscheidungen braucht? Zwick grenzt den Gegenstand seiner Untersuchung noch weiter ein, indem er präzisiert: Was bedeutet es

<sup>1</sup> Dieser Beitrag entstand im Rahmen des Masterkurses *Wissenschaftsdesign – Einführung in Wissenschaftstheorie und Forschungsdesign* im Studiengang *Computer Science in Media (CSM)* am Fachbereich Digitale Medien der Fachhochschule Furtwangen und setzt sich mit dem Essay *Männlichkeit als Risiko* (Zwick 2004 – in diesem Arbeitsbericht) auseinander. Mein Dank gilt Frau Imtraud Munder sowie meinen Kolleginnen Ina Tinsel und Karin Töpsch für die Durchsicht des Manuskripts und die konstruktiven Anmerkungen.